

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

58 (28.2.1923) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

## Der Illenauer Waldfriedhof.

Im ragenden Hochwald ein Friedhof liegt,  
Dem Schöße des Waldes tief eingeschmiegt,  
Daß die Wälder — die Toten —  
Der Herbststurm braunt durch die Bäume  
schwer,  
Er treibt in wirbelndem Tanz vor sich her,  
Die Blätter, die gelben und roten.

Er drückt sie hinein in das Esenageweig,  
Das die Gräber umschlingt, so liebend und  
weich,  
Gleich zärtlichen Mutterarmen,  
Die leuchten darauf wie Blumen — gelb — rot,  
Die leuchten der Rosen — süßduftend im Tod —  
Entblättert der Sturm ihn' Erbarmen.

Die stillen Schläfer, sie fühlen es nicht  
Daß Sturm bricht die Zweige, ob Frühlinaslicht  
Umsof ihr müßigen Stätten. —  
So schwer war ihr Weg und so müde ihr Herz,  
Aun ruhen sie endlich von Dual und von  
Schmerz,  
Wohnt auch zu ihnen mich betten. —

Doch ruhevoll steht im brauendsten Wald  
Des östlichen Heilands barmherzige Gestalt  
Mit liebend erhobenen Händen:  
Kommt her zu mir M!, die Ihr müßig  
sieht,  
Ich will Eure Leiden verwandeln in Freud'  
Und ewige Seligkeit spenden."

Maria Krause.

## Stimmungen.

Von Marie Holzer (Innsbruck).

### Sonne.

Zwielicht draußen. Feines matte Zwielicht,  
das wieder mit leisem Griffel Figuren zeichnet  
in den erwachenden Morgen. Blasse Häuser er-  
leuchten und Bäume mit gelblichen Armen.  
Einem Gartensaum Ränge weitet sich die  
Straße entlang. Ein Laternenpfahl reckt die  
Stäbe. Stränder duden sich in einem Winkel.  
Da entzündet Frau Sonne besinnlich die Berg-  
weiden. Hellrot schimmer der Schnee der Fie-  
sen. Wie mit einer Nachtlampe leuchtet sie  
leuchtend hinab ins Dunkel. Drunten liegt die  
Stadt im bleichen Zwielicht.

### Eisblumen.

Eisblumen am Fenster. Weiße wunderbare  
Schilde. Gräser und Blüten. Stiele und Dol-  
den. Leblos stehen sie da. Starr und unbeweg-  
lich. Auf einmal beginnen sie zu albern.  
Süßern strahlen ihre Fasern. Hell leuchten ihre  
Kronen. Funken sprühen aus ihren Kelchen,  
und während sich das Silber langsam in Gold  
wandeln möchte, sterben sie. Die Sonne, die  
alles weckt, die taufendfach Leben ruft, gibt ihnen  
ein glühendes Todeskuß und ihre Seele haucht  
als gleiche, flüsternd ihr Leben aus ...

### Schnee.

Schneeflocken, lustige, kleine tanzende Schnee-  
flocken wirbeln hinab und dann große, milde,  
schamlose Sterne. Tagelang, tagelang. Un-  
ermüdlich. Auf den Dächern liegt der Schnee und  
den Gefühlen. Auf den Straßen türmen sich  
Schneeberge. Die Laternen haben regelrechte  
Wälder auf. Der Baum hat eine weiße Bor-  
ste, das Schild des Friseurs eine lange wä-  
nende Perle, der steinerne Christus an der  
Straßenkreuzung einen warmen Mantel, auf  
den Hänken in den Anlagen hat der Schnee ge-  
mächlich schlagennommen, die gestubten Zweige der  
Weiden, die wie Bärentatzen aussehen, halten  
einigen großen Schneeballen zum Wurf bereit,  
die Bäume tragen schwer unter der ungewohnten  
Last, die kleinen Sträucher sind ganz ver-  
wunden. Die Halben verweht. Und dann kam  
die Kälte, die große, große Kälte und alles Weiß

## Zur heutigen kulturellen Lage.

... nun, verehrte gnädige Frau, will ich  
versuchen, Ihre Frage zu beantworten, ob die  
Scheidungszeit, die wir jetzt durchmachen, außer  
der vernünftigen Einbuße an politischer Macht  
und an materiellen Gütern, nicht auch der Unter-  
gang unserer nationalen Kultur im Gefolge ha-  
ben müßte. Die Antwort darauf ist nicht leicht  
und im Rahmen eines Briefes natürlich nicht er-  
schöpfend zu geben; gestatten Sie mir darum,  
verehrte Freundin, nur das Wichtigste in ge-  
kürzter Sprache herauszugreifen. Daß die  
deutsche Kultur Not leidet und ernstlich bedroht  
ist, kann wohl nicht bezweifelt werden, aber wir  
dürfen nicht vergessen, daß, lange vor dem Welt-  
krieg mit seinen unheilvollen Folgen, schädliche  
Einflüsse auf sie eingewirkt und ihren Rückgang  
eingeleitet haben. Schon in der zweiten Hälfte  
des vorigen Jahrhunderts hat die deutsche Kultur,  
wie sie sich auf dem Klassizismus und der  
Romantik aufgebaut hatte, einen Riß bekommen  
dadurch, daß die Deutschen Völkerverkehr beiseite  
gelassen, als Ausländer behandelt worden sind.  
Sie selbst, meine Gnädigste, haben die alte deut-  
sche Dichtung und ihre Hauptstadt natürlich viel  
früher erit kennen gelernt und sind damals ent-  
schieden gewesen von der Fülle und Erlesenheit des  
Kulturbesitzes, der dort noch vorhanden und durch  
die Schichten der Bevölkerung verbreitet war;  
aber die Wechselwirkung auf die Deutschen außer-  
halb der schwarz-gelben Grenzspalte, die früher  
nach Wien gewallfahrt kamen, wie die Fran-  
zosen nach Paris, hatte doch schon erheblich nach-  
gelassen. Nach dem deutsch-französischen Krieg  
ließ in dem neueröffneten Aufschwung aus, auf  
den Reich der kulturelle Aufschwung aus, auf  
den man gerechnet hatte; im Gegenteil trat eine  
Verfälschung ein, bedingt in erster Linie durch  
die materialistische Richtung der Gründerzeit,  
die dem „goldenen Kalb“ Altäre errichtete. Dazu  
kamen die Schäden, die der unheilvolle Kultur-  
kampf, wie man ihn nicht ganz zutreffend nannte,  
einer stetigen und gedeihlichen Entwicklung des  
deutschen Weisens schlug; die Spaltung, die er in

ist erstarrt, fixiert. Die ganze Stadt ein Mär-  
chen. Ein wunderbares Märchen. Und um die  
Mittagsstunde kommt die Sonne in ihrem best-  
sten Glanz und schüttet wie eine Fee Milliar-  
den Diamanten auf die Erde, die ihr helles Brautge-  
wand nicht ablegen mag. Sondern anlangen, fun-  
keln, leuchten will. Jeden Tag ein Hochzeitsfest  
feiern.

### Der Föhn.

Ich weiß nicht, warum manche Worte von  
dunklen Melodien begleitet werden. Daß sie  
klingen und leuchten, daß ihr Sinn tiefer zu sein  
scheint als sonst ein bloßes Wort. Die eine Ver-  
gangenheit zu haben scheinen, eine merkwürdige  
Geschichte. Die Fremdlinge bleiben, die ein Ge-  
heimnis dinst wahren.

Und wenn schon der Wind, der Vielgereiste,  
Erfahrener, der stolze Wind mit einer Herrergeste  
durch die Stadt fegt, den Volken bestiehlt, daß sie  
eine bestimmte Straße ziehen, vor die Sonne  
einen Vorhang jagen, die Kronen der Bäume  
schütteln, die Blumen frieren und erdauern  
macht, den Menschen dunkel unheimliche Fieber  
in die Ohren bläst, den Staub fortträgt in ralen-  
dem Wirbel, so ist der Föhn, mit dem Namen  
voll Duft und Poesie, der Aristokrat unter den  
Winden. Er ist nicht so heftig, so lärmend, seine  
Sprache ist heller, auf seinen Füßen lächelt er  
durch den Ort, sanfte Melodien wiegen sich in der  
Atmosphäre, laue Luft bringt er, die einen um-  
schmeichelt. Er strichelt hoch oben über die Gip-  
fel wie streichelnd und doch fächelt ihn alle. Wenn  
er an einem Ort Halt gemacht, da für Taue sein  
Quartier aufschlägt, so ergreift er Besitz von  
allen, zwingt sie unter seine Gewalt.

In allen Gliedern fühlt man seine Herrschaft,  
er schlafert das Denken ein, er singt dem Fühlen  
ein Wiegenlied. Er macht einen kampfesmä-  
digen Eindruck, die Energie aus der Hand und den  
Willen, trinkt die Begehrungsstöße aus der  
Seele. Und wenn man im feuerregesten Zim-  
mer sitzt, die Fenster geschlossen, die Türe ver-  
sperrt, draußen der Himmel strahlt und die  
Sonne lacht, so fesselt er sich in die Stuben-  
ecke und wartet, bis man den Kopf hängen läßt und die  
Hände müde in den Schoß sinken.

Ein Durcheinander ist er mit einem Lächeln auf den  
Lippen, Harmonien im Herzen, aristokratischen  
Mühen, der sich in aller Bewußtsein bohrt, alle  
knechtet, sie wortlos unter seine Herrschaft  
zwingt.

Eine fremde Welt bringt er zu uns, die wir  
nicht kennen, dann zieht er weiter seine Bahn  
und hinter ihm läßt er Ruhe, Befriedung und neue  
Lebensfreudigkeit.

## Der Teufel.

Von Franz Sales Meyer.

Im finsternen Mittelalter war der Teufel eine  
reale Sache, mit der man rechnen mußte; im er-  
leuchteten amantigsten Jahrhundert hat er nur  
symbolische Bedeutung. Er ist eine geschichtliche  
Erinnerung im großen, wie es die Kriemhild,  
der Hagnon und andere Modetorheiten im Klei-  
nen sind. Daß er in unserem Denken und im  
Sprachgebrauch noch erheblich rumort, beweist,  
wie tief er in das Leben unserer Vorfahren ein-  
gegriffen hat. Das Sprichwort sagt also richtig:  
Wenn der Teufel stirbt, ist er noch lange nicht  
tot.

Der Stammbaum des Teufels ist derart ver-  
zweigt, daß kein Teufel daraus flug wird. Die  
Pflanzwurzel ist offenbar der Dämonismus ur-  
alter Völker fern am Euphrat und am Tigris;  
frühe Seitenwurzeln sind der Antichrist der  
Apokalypsis und der Kolobolus des germani-  
schen Heidentums. Gestank ist der Teufel ur-  
sprünglich auf den griechischen Namen Diabolos,  
der sich nach und nach in Djabal, Ihsal, Ihsel  
usw. verwandelt hat, ähnlich wie der Georgius  
zum Jörg, der Josephus zum Sepp geworden

ist. Den Namen ergeht es, wenn sie durch die  
Jahrhunderte rollen, wie den Steinskiden, die  
in den Vergbach fallen. Satan ist der jüdische  
Name des Teufels und der Epizime Beelze-  
bub führt auf den Gott Baal zurück.

Der Teufel ist das böse Prinzip, die verför-  
perte Verführung, der Zuhälter der Sünde. Er  
muß das anessen, was andere einbroden. Ihm  
kommt Gölse von allen Eden. Die Lustgier, aber  
auch Not und Elend sind des Teufels Spieß-  
gesellen.

Ohne Haß und Hunger und verrat'ne Liebe?  
Manche Menschen haben den Teufel im Leib.  
Man hat sich in früheren Zeiten viel Mühe ge-  
geben, ihn auszutreiben. Der Exorcismus  
scheint nicht allzuviel gewirkt zu haben, da die  
Menschheit nicht viel besser war als heute. Man  
kam allmählich zur Ueberzeugung, daß man sie-  
ben Teufel hinein schlägt, wenn man den einen  
heraus schlägt. Was beste ist schließlich  
immer noch die Selbsthilfe. Kauter hat sich auch  
so geholfen und dem Teufel sein Tintenfaß an  
den Kopf geschmissen. Der betreffende Kleck  
wird alljährlich neu aufgefischt, damit die Er-  
innerung nicht zu bald verblasst.

In einem so wichtigen Bese, wie es der Teufel  
ist, konnte die Kunst nicht achtlos vorüber-  
kommen. Sie stellt ihn teils symbolisch dar als  
Drache oder Höllehund, teils persönlich als  
schmüden Jäger oder hinternd wie der Feuer-  
gott Vulkan, zumteil aber mehr samartig mit Hör-  
nern, Hochbart, Ramsnase, Pferdefüßen und  
einem stattlichen Schwanz. Wie ihn das Mittel-  
alter sich dachte, zeigt uns Dürer mit seinem  
Blatte: Ritter, Tod und Teufel. In seinem  
Höllereich tätig und mit seinen Genossen die  
armen Seelen behandelnd, wird er uns vorge-  
führt in den ergößlichen Gemälden von Pieter  
Bregchel, genannt der Höllebreugel, die in  
den Museen von München, Rom und Brüssel  
hängen. Den Steinmeger der Gott hat es be-  
sonderen Spaß bereitet, den Wasserpelein der  
Dombauten die Gestalt des Teufels zu geben,  
was ihm dann selbstredend ein extragroßes  
Maul eintrug.

Ein bekanntes Studentenlied beginnt mit dem  
Schmerzgehr: Was lang ich armer Teufel an?  
In dem Beiwort „arm“ ist der Teufel gekom-  
men, wie folgt. Er war in den kirchlichen  
Volkspielen des Mittelalters, den Mystorien,  
eine gewichtige Person. Volkstümlich wie er  
war, konnte er der Profanierung nicht entgehen.  
Er gelangte von den Brethern auf das Brett  
und schließlich in das Kaspertheater, wo er  
seiner Bosheiten halber jämmerlich verprügelt  
wurde. Die Zuschauer heuchelten Mitleid und  
setzter ist jeder, der vom Schicksal gründlich  
verprügelt wird, auch wenn er Geld zum Verwüthen  
hat, ein armer Teufel.

Der Teufel war gefürchtet, aber sehr populär.  
Was Wunder, wenn er allen möglichen Dingen  
seinen Namen angehängt hat. Da gibt es Teufel-  
schmieden, Teufelsbrüden, Teufelsmauern,  
Teufelsmoore, Teufelsberge und Teufelsinseln.  
Die Pflanzentunde verzeichnet einen Teufels-  
abbis (Succia), ein Teufelsauge (Abdonis),  
einen Teufelsbart (Puffatilla), eine Teufels-  
kralle (Phytheuma), einen Teufelswurm (Ly-  
cium), einen Satanspilz und einen Speitelteufel.  
Die Physik hat ihren Carthessischen Teufel, der  
im Wasserrohr auf- und niedersteigt wie der Kam-  
mufeger in seinem Schlot. Die Medizin hat  
ihren Teufelsbrech (Asa foetida) und unsere Bau-  
ten verwenden das gefohlene Schießpulver zu  
Feuertenteln.

Das Volk hat über den Teufel hunderte von  
Gutmystrien geprägt. Es seien ein paar wenige  
angeführt. Wenn der Teufel Hunger hat,  
frißt er Fliegen. — „Der Teufel hat mehr als  
zweiß Äpfel.“ — „Wenn der Teufel alt wird,  
will er Wöndig werden.“ — „Der Teufel weint  
nicht, wenn die Nonnen tanzen.“ — „Wer sich

mit dem Teufel gut hält, bekommt einen schö-  
nen Platz in der Hölle.“ — „Was hab ich davon,  
wenn dich der Teufel holt und ich den Fuhrlohn  
bezahlen soll?“ — Die den plattdeutschen Sprich-  
wörtern eigene Form kommt auch hier zur Ges-  
tung. „So ist es doch wohl nicht gar zu grell,  
jagte der Teufel und frick sich den Schwanz  
erbengrün an.“ — „So kommt Gottes Wort in  
Schwung, jagte der Teufel, als er seiner Groß-  
mutter die Bibel an den Kopf warf.“

Geschichte mit Blatternarben sind heute eine  
seltene Erscheinung; der Segen der Impfung  
hat sie aus der Welt geschafft. Dem früher das  
Unglück die Narben für sein ganzes Leben an-  
hing, der hatte zum Schaden noch den Spott; er  
mußte hören, daß der Teufel auf ihm Erben  
gedroschen habe. Die böse Schwiegermutter war  
des Teufels Unterfütter; sie war etwas weniger  
zu bedauern. Von Bösewichtern, die im Sterben  
lagen, sagte man schadenfreudig, daß sie den Teufel  
schon Dolz schelten hörten. Ein Mensch, dem  
alles über Erwarten glückte, war ein Teufels-  
fessel und wenn man auf ihn neidisch war, ein  
Teufelsbraten.

Wenn man an nichts Böses denkt, ist manches-  
mal der Teufel los. Wenn man ihn an die Wand  
malt, so kommt er. Wenn man ihm den kleinen  
Finger geben will, so will er die ganze Hand  
haben. Da der Teufel nun einmal für alle  
menschlichen Sünden verantwortlich gemacht  
wird, so tritt er in allerlei Spezialitäten auf,  
als Hochmutsteufel, als Spielteufel, Saufteufel  
usw. Als Modeteufel ist er besonders den Damen  
gefährlich. Der Teufel rekrutiert seine  
Gefolgenschaft im allgemeinen aus dem starken  
Geschlecht. — „500 000 Teufel kamen einstens in  
die Welt“ — das liegt zumeist am Artikel; es  
soll aber auch Teufelinnen geben. Auf einem  
alten Eisenbeinfaßchen steht mit zierlichen Buch-  
staben geschrieben: „Frau Venus, ihr seid eine  
Teufelinn.“ Die degradierte Göttin der Schön-  
heit und Liebe hat von jeder mächtig gehalten  
das Feuer schüren und der Menschheit Hölle  
heizen. (Karlschen kennt nur die nicht gefallene  
Größe und hält sich an den Merkurs: Venus,  
Veneris, die schönste ihres generis; gemalt ist  
sie von Tizian und wenig Kleiber zieht sie an.)

Ein Sprichwort sagt: „Wer zum Teufel  
will, läßt sich nicht aufhalten.“ Wer es weniger  
eilig hat, kann warten, bis ihn der Teufel holt.  
Der Teufel ist geriffener Geschäftsmann und  
sehr entgegenkommend. Wer nicht im ganzen  
geholt sein will, den holt er auch lotweise. Wo  
er der ausgedehnten Kunsthaft halber nicht  
selber hinkommen kann, da schickt er seine Grob-  
mutter oder — seine Leute. Er hat wie Pann-  
kuch allerorten Filialen. Unser Herant hat  
allerlei Kostgänger, darunter auch solche, die  
nicht wert sind, daß sie der Teufel holt. Aber  
eben diesen will mit Vorliebe der Teufel an  
den Kopf geworfen: „Seher dich zum Teufel!“  
Wer es recht kräftig machen will, setzt dann noch  
hinzu: „in drei Teufels Namen.“ Die heilige  
Zahl macht selbst vor dem Teufel nicht halt.

Verdrehte Schrauben wirkt man zum alten  
Eisen. Was an Sachen des Glaubens abgängig  
wird, wandert in die Müllkiste des Abganga-  
bens. In Sizilien und einigen böstlichen abge-  
legenen Zinken schlägt man heute noch drei  
Kreuze, wenn der Teufel genannt wird. Nie  
Leute haben Leute gekannt, die sich noch erin-  
nerten, wie es eine Zeit gab, da nur Helben den  
Nutz hatten, den Namen des Teufels zu schrei-  
ben oder zu drucken. Die übrigen schrieben und  
druckten statt dessen „Gott sei bei uns“ oder „H“,  
damit sie sich nicht etwa dem Teufel verzeihen.  
Daß dies anders wurde, ist ein Glück für den  
Herrn Seher dieser Blaudeck; ihm wären sonst  
die Kreuze ansgegangen. Aber auch in Euro-  
pas finstern Tagen hat es stets einige Frei-  
geistler gegeben und einer von ihnen hat den  
Spruch erfunden:

Fröhlich leben, selig sterben,  
Heißt dem Teufel das Konzept verderben.“

ist auch das Kulturelement gewesen, welches am  
ehesten geeignet war, die verschiedensten Stände  
und Berufsgruppen zu gemeinschaftlichem Genuß  
zusammenzuführen, trotz des Widerstreits anti-  
scher neuer und alter Richtung. Viel stärker  
traten solche Gelegenheiten in Kunst und Literatur  
zutage und wirkten hemmend auf den Ausgleich  
zwischen den Auffassungen der Modernen, der  
Uebermodernen und derjenigen, die am Ueber-  
gebrachten festhielten. Zum Glück ist unabhängig  
von diesen extremen Parteien, etwa seit der  
Zwanzigerjahre eine nicht unbedeutende An-  
zahl von Dichtern und Denkern, Künstlern und  
Schriftstellern entstanden, die den Tageslärm und  
-streit meiden und still und sicher ihre eigenen  
Wege gehen, die den Boden der Heimat nur sel-  
ten verlassen und zu Ruhepunkten und zu Zielen  
führen, die der Beschaulichkeit und inneren Ein-  
friedigung gewidmet sind. Ihnen verdanken wir es  
wenn uns der fast verloren gegangene Begriff  
bodenständiger, vaterländischer Kultur wieder  
lebendig geworden und zugleich der Unterschied  
klar geworden ist zwischen ihr und der inter-  
nationalen Zivilisation, mit der unsere Gegner  
uns gewaltsam befehlen wollen.

Denn in dem Weltkrieg, der die begonnene  
und still und stetig fortgeführte Kulturarbeit der  
Völker im deutschen Vaterland jah und lärmend  
unterbrach, haben wir nicht nur um die Wachs-  
tum des Reiches gerungen, sondern letzten  
Endes gegen die Vernichtung unserer nationalen  
Kultur gekämpft. Ihr drohte der Untergang,  
nach dem Zusammenbruch, auch durch die inne-  
ren Kämpfe, durch die Verwilderung der Sitten,  
durch die Zügellosigkeit der verbeirten, Frankhaft  
erregten und verführten Massen. Umso höher  
ist es anzuschauen, daß trotz all dieser Gem-  
nisse und Schwierigkeiten, zu denen sich noch die  
Teuerung und die Papiernot gesellen, schon im  
Verlauf der Kriegsjahre und dann während der  
sogenannten Friedenszeit eine ganze Reihe he-  
deutsamer Veröffentlichungen herauskam, die  
zwar vom nationalen Standpunkt ausgeben,  
aber dem deutschen Wesen entsprechend, eine  
höhere Flugbahn wagen und allgemeine mens-  
liche Fragen und Verhältnisse und deren Be-

ziehungen zum Ewigen und Göttlichen in ge-  
wählter Sprache und edler Form zu behandeln  
und zu lösen versuchen. In Artikeln der Tages-  
zeitungen und der Wochen- und Monatschriften,  
in Broschüren und Büchern, auf Kunstausschlei-  
tungen wie auf Theatern und in Konzerten,  
überall bricht sich deutsche und vaterländische Ge-  
sinnung und Art Bahn und verdrängt langsam,  
aber sicher die Erzeugnisse der ausländischen und  
internationalen Zivilisation.

Auch jetzt bei dem Einbruch der Franzosen in  
weite Strecken dichtbevölkerten deutschen Lan-  
des handelt es sich nicht nur um den Raub von  
Kohlen und Holz, sondern um einen letzten ver-  
zweifelten Versuch des alten Erbfeindes, seine  
Lebensansichtungen, seine Sitten und Gebräuche,  
seine Begriffe über Kunst und Religion, kurz  
seine Zivilisation, gegen den jähren Widerstand  
des deutschen Geistes, wenigstens einem erheb-  
lichen Teil unseres Volkes aufzuzwingen, um  
es so erfolgreicher, als wie etwa durch die Main-  
linie, in zwei Hälften zu trennen und dadurch  
vollends wehrlos und für alle Zeiten ungerüh-  
lich zu machen. Daß dieser Versuch der Ver-  
gewaltigung eine so entschiedene und einmütige  
Zurückweisung erfahren hat und noch täglich er-  
fährt, läßt dies, meine sehr verehrte gnädige  
Frau, nicht die begründete Hoffnung zu, daß das  
deutsche Volk, zum erstenmal seit dem Weltkrieg,  
wieder fast reiflos geeint, die Bedeutung und  
den Wert seiner Kulturaufgabe, für sich selbst  
wie für die Welt, deutlich erkennt und in dieser  
Erkenntnis alle geistigen und seelischen Kräfte,  
allen Mut und alle Ausdauer aufbieten wird,  
um die fremden Einflüsse auszuhalten und die  
eigene, echte, im Boden des Vaterlandes wur-  
zende Kultur zu erhalten? Wenn Sie, verehrte  
Frau, diese Frage, wie ich nicht zweifle, bejahen  
und meine Zuversicht und meinen Glauben an  
die Zukunft des deutschen Volkes teilen können,  
dann bleibt mir nur noch übrig, zu wünschen,  
daß Sie, die jüdischen Jüngere, mit unsern Kindern  
und Enkeln jene bessere Zukunft erleben und  
sich ihrer noch recht lange erfreuen mögen.

Ihr  
Dr. L. M.

